

Birgit Hummler

Stahlbeton

Ein Stuttgart-Krimi



Silberburg-Verlag

Birgit Hummler, Jahrgang 1953, ist in Stuttgart aufgewachsen und lebt heute auf der Schwäbischen Alb. Sie hat Sprach- und Literaturwissenschaften (Deutsch und Russisch) sowie Journalistik und Kommunikationswissenschaften studiert. Ihre Laufbahn als Journalistin führte sie bald zu Themen aus der Arbeitswelt, in der es manchmal mörderisch zugeht.

3. Auflage 2012

© 2010/2012 by Silberburg-Verlag GmbH,
Schönbuchstraße 48, D-72074 Tübingen.

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Michael Raffel, Tübingen.

Umschlaggestaltung: Christoph Wöhler, Tübingen.

Coverfoto: © tiamtic – iStockphoto.

Druck: CPI books, Leck.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-87407-988-4

Besuchen Sie uns im Internet
und entdecken Sie die Vielfalt unseres Verlagsprogramms:
www.silberburg.de

I – Jewhen

Die große Gestalt beugte sich über das Bündel am Boden. Dann ging der Mann in die Hocke und verharrte reglos. Seine Augen hatten sich längst an das Dämmerlicht gewöhnt. Eine entfernte Straßenbeleuchtung spendete gerade so viel Licht, dass er deutlich sah, was geschehen war. Doch die Wirklichkeit drang nicht in sein Gehirn vor. Es weigerte sich zu begreifen, dass Leben unwiederbringlich ausgelöscht werden konnte, dass der Tod ein Zustand war, der absolut und unumkehrbar ist.

Noch einmal fassten seine Hände die Schultern des Toten am Boden und versuchten, sie anzuheben. Noch immer war da die Hoffnung, eine Regung des leblosen Körpers zu spüren. Nur einen Funken Lebenswillen, der die Bemühungen, ihn aufzurichten, durch eine kleine Bewegung unterstützt hätte.

Mühsam nur erreichte die Realität sein Bewusstsein. Langsam setzte das Erkennen ein. Was hatte er getan? Wie war er nur auf diese wahnwitzige Idee verfallen? Wie hatte er sie in diese ausweglose Situation manövrieren können? Es war alles seine Schuld. Er hatte das größte aller Verbrechen begangen. Durch ihn hatte ein Mensch sein Leben verloren.

Er nahm das herannahende Dröhnen des Intercitys nicht wahr. Erst die Scheinwerfer des Zuges, die für einige Sekunden die Szene in grelles Licht tauchten, rissen ihn aus seiner Erstarrung. Dann donnerte der Zug in den nebenliegenden Tunnel und gab ihm Gelegenheit für einen Schrei. Er schrie sich die Lunge aus dem Hals. Er schrie seinen Schmerz in die Dunkelheit. Er durfte für ein paar Momente seiner Verzweiflung eine Stimme geben, weil niemand ihn in dem Getöse hören konnte.

Es war längst wieder Ruhe eingekehrt. Nur der ferne Straßenlärm der nächtlichen Stadt lag in der Luft. Noch lange schluchzte er immer wieder auf, wimmerte leise mit bebenden Schultern. Irgendwann hatte seine Hand die Kraft, dem Toten sanft die Augen zu schließen. Ein Ruck ging durch seinen drahtigen Körper. Er griff in die Taschen des leblosen Mannes am Boden und fischte einen Euro, zwanzig Cent und zwei Griwna-Scheine heraus. Dann erhob er sich und ging über die Gleise durch den Nieselregen davon.

Dienstag, 8. März 2005

1

Andreas Bialas fischte die Akte aus dem Eingangskorb. Er schlug den Deckel auf und begann zu lesen.

»Der Eingang der Erstinformation über das Ereignis erfolgte am 8. März 2005 um 1.30 Uhr. Es war über Notruf. Dort wurde die Erstinformation geprüft, ob eine polizeiliche Relevanz vorliegt.«

Wie konnte ein junger und intelligenter Mensch nur solche Sätze fabrizieren?!

»Die Einsatzmaßnahmen des ersten Sicherungsangriffs durch die zuerst am Ereignisort eintreffenden Polizeikräfte ist erfolgt.«

Bialas stöhnte leise. Hanna sah von ihrer Arbeit auf. Sie fragte: »Luca?« Er nickte nur. Sie verstand, nickte ebenfalls und bearbeitete wieder die Tastatur ihres Computers. Bialas schlug den Aktendeckel zu, schnappte sich die Mappe und ging über den Gang drei Zimmer weiter.

Luca Mazzero war ihr jüngstes Pferd im Stall. Mit deutschem Pass und sizilianischen Eltern, die Sizilien auch nur noch aus Urlauben kannten. Es war das erste Mal, dass Luca Bereitschaft hatte, und schon hatte er einen ungewöhnlichen

Fall am Hals. Bialas hatte den ganzen Vormittag mit Befragungen verbracht. Von Angehörigen, die drei Wochen nicht geschnallt hatten, dass ihre Oma nicht mehr unter den Lebenden weilte und in ihrer Wohnung vor sich hin stank. Am Nachmittag hielt er sich als Zeuge bereit für eine Anklage gegen einen prügelnden Ehemann. Der hatte seine Frau fast ins Jenseits befördert – wenn nicht die Ärzte ihr schnellstens die eingerissene Milz entfernt hätten. Er würde nie begreifen, warum diese Frauen ihre Männer schützten und verteidigten und alle, die ihnen helfen wollten, wie Narren aussehen ließen. Die Richter konnten gar nicht anders, als ein mildes Urteil zu sprechen. Den ganzen Tag war er also bisher nicht dazu gekommen, sich um seine Leute zu kümmern. Nun musste er Luca unter die Arme greifen.

Der stand bereits in eine warme Jacke gepackt an seinem Schreibtisch und wollte offensichtlich Feierabend machen.

»Du gehst schon?«, fragte Bialas. Es war gerade halb fünf.

Luca sah ihn groß an, breitete seine Arme aus und drückte dann beide Hände auf sein italienisches Herz.

»Maestro«, sagte er mit Pathos, »ich bin zwar heute morgen um vier Uhr aus dem besten Schlaf gerissen worden. Ich bin – pflichtbewusst, wie ich nun mal bin – sofort in die Klamotten gehüpft. Und jetzt hatte ich die verrückte Idee, noch nach Hause zu gehen, um zu duschen. Aber wenn du mich rufst ...«

Bialas entsann sich: Dienstags hatte Luca sein Jiu-Jitsu-Training. Er ging dann immer recht pünktlich, wenn auch normalerweise nicht ganz so früh wie heute.

»Lass uns die Sache kurz durchsprechen. Nur das Wichtigste. Ich lasse dich gleich in dein Training gehen.«

Luca zog bereitwillig die Jacke aus, hängte sie über die Stuhllehne und setzte sich. Bialas zog den Besucherstuhl zu Lucas Schreibtisch. Und wieder einmal hatte er beim Anblick des durchtrainierten Körpers des jungen Kollegen ein schlechtes Gewissen. Warum nur konnte er sich so gar nicht zu einer regelmäßigen sportlichen Betätigung aufraffen?

»Also, das Wichtigste: Männliche Leiche, etwa Anfang zwanzig«, begann Luca. »Sie haben ihn am Feuerbacher Tunnel gefunden. Da gibt es eine Nische, einen Bogen, der aussieht wie eine kleine Tunneleinfahrt. Da geht's aber nur 'n paar Meter rein, dann ist Schluss.« Der Tunnel war keine zehn Minuten vom Polizeipräsidium der Landeshauptstadt Stuttgart entfernt. Wenn man zu einem kleinen Stadtpark wollte, musste man über eine Fußgängerbrücke die achtspurige Stadtautobahn überqueren. Von dieser Brücke sah man direkt auf die zwei Tunnelröhren und auf die aufgefächerten Gleise, die sich davor bündelten. Diesen Tunnel mussten alle Züge passieren, wenn sie in Richtung Norden die Stadt verlassen wollten. Bialas hatte das Bild vor Augen. Die kleine Nische jedoch war ihm noch nie aufgefallen.

»Eigentlich ein idealer Ort, wenn man ein trockenes und windgeschütztes Plätzchen sucht«, stellte Luca fest. »Nur 'n bisschen laut, mit all den Zügen und so ...«

»Wer hat ihn da gefunden, mitten in der Nacht?«

»Das ist die Frage. Die Kollegen vom Kriminaldauerdienst sind vom Notruf informiert worden. Und die Notrufzentrale hat einen Anruf bekommen, dass da am Tunnel einer liegt.«

»Weiß man, wer der Anrufer war?«

»Nein. Anonym. Die haben nur gesagt, dass es ein Mann war und dass der einen ausländischen Akzent hatte. Ich habe eine Kopie des Bandes angefordert. Ist aber noch nicht gekommen heute.«

»Todesursache?«

»Keine Ahnung. Der Mann war völlig ganz. Kein Loch, kein Schlitz, kein gar nichts. Der Doc stand vor 'nem Rätsel.«

Bialas sah kurz in die Akten. Den Namen des Arztes kannte er gut. Er war einer der Mediziner, mit dem die Polizei schon seit Jahren routiniert zusammenarbeitete, und der sich – im Gegensatz zu manchem Kollegen – mit Todesursachen wirklich auskannte.

»Der Mann war jung und recht groß«, stellte Luca fest, »Aber der hatte kein Gramm zu viel auf den Rippen. An der Grenze zur Unterernährung, sagt der Doc. Die Todeszeit: Etwa 12 bis 24 Stunden, bevor wir ihn gefunden haben. Die Totenstarre war schon voll da. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass der Leichnam bewegt worden ist. Nur die Temperaturbestimmung war schwierig. Der Typ lag in 'nem warmen Daunenschlafsack. Armeequalität. Erfroren sein kann er nicht. Die Temperatur heute Nacht lag nie unter 4 Grad.«

»Was hatte er an?«

»Einfache Klamotten, aber halbwegs sauber. Cordhosen. Karohemd. Ein billiger Parka. Die Kriminaltechnik hat sie sich schon vorgenommen. Sie sagen, morgen kommt ein erster Bericht.«

»Kann Alkohol im Spiel gewesen sein?«

»Sieht nicht so aus. Der Doktor hat keine Anzeichen dafür gefunden. Gerochen hat man auch nichts. Und es lagen keine Flaschen herum. Ein paar Lebensmittelverpackungen, billige Sachen von Aldi, die haben wir gefunden. Und etwas weiter weg an den Böschungen am Gleisrand auch Exkreme. Der Typ muss da etwa drei bis vier Tage gehaust haben, sagt Wildermuth von der Spurensicherung.«

»Und seine Identität?«, fragte Bialas.

Luca schüttelte den Kopf: »Keine Ahnung. Wir haben absolut nichts bei ihm gefunden. Keinen Ausweis, keine Geldbörse, keinen noch so kleinen Zettel. Ach, und noch etwas: Es war Blut an dem Schlafsack.«

»Blut? Und keinerlei Verletzungen am Leichnam?«

»Blut. Das ist sicher. Wildermuth lässt's natürlich untersuchen. Auch an ein paar Stellen in dieser Höhle waren Spuren auf dem Schotter, bei denen die Spurensicherung festgestellt hat, dass es Blut ist.«

Es klopfte kurz an der Tür. Hanna steckte den Kopf herein: »Ich mache Feierabend. Tschüs«, und damit war sie wieder verschwunden.

Noch einmal gingen die beiden Männer die Ergebnisse der bisherigen Ermittlung durch, besprachen die Maßnahmen, die Luca bereits eingeleitet hatte, und planten den weiteren Untersuchungsablauf. Luca hatte bereits sämtliche Daten und die Fingerabdrücke des Toten an den Erkennungsdienst beim Bundeskriminalamt gesandt. Anfragen an die Vermisstenkarteien bei LKA und BKA waren hinausgegangen. Die Staatsanwaltschaft war informiert. Das Band mit dem anonymen Anrufer würde spätestens morgen zur Verfügung stehen. Vor allem aber musste die Todesursache geklärt werden. Der Leichnam war in das nahe beim Präsidium gelegene Krankenhaus geschafft worden. Mit dem Pathologen aus Tübingen war jedoch frühestens morgen Nachmittag zu rechnen. Die Rechtsmedizinischen Institute waren notorisch überlastet, seitdem die Landesregierung auch hier den Rotstift angesetzt hatte. Die wenigen Habseligkeiten des Toten waren in der Kriminaltechnik. Anträge und Formulare waren ausgefüllt, und selbst der Tatortbericht war von Luca noch am selben Tage fertiggestellt worden. Mehr konnte man nicht erwarten.

Bialas klappte die Akte zu. »Fürs erste Mal ganz ordentlich«, bemerkte er nüchtern. Lobhudeleien waren nicht seine Sache. »Mach dich vom Acker. Und morgen kommst du eine Stunde später. Die Ergebnisse kommen ohnehin nicht vor zehn.« Er sah dem jungen Kollegen nun doch an, wie müde er war.

2

Der frisch gebackene Kriminalkommissar Mazzaro war seit etwa vier Monaten im Dezernat. Bialas hatte schnell festgestellt, dass Luca sehr systematisch und zuverlässig arbeitete. Vor allem aber brachte er durch seine unbeschwernte italienische Art frischen Wind in die eingefahrene und manchmal recht miesepetrige Atmosphäre der Abteilung. Bialas hoffte von Herzen, dass sich Luca sein aufgeräumtes Wesen über

die Jahre würde bewahren können. Sie alle hatten ihre Karriere mit Optimismus, Tatendrang und einem tiefen Gerechtigkeitsempfinden begonnen. Doch man sah in diesem Job einfach so viel Gewalt, Gleichgültigkeit, Selbstsucht, zu viel Leid, zu viel körperliche und seelische Verwahrlosung, so dass man auf irgendeine Art und Weise im Laufe der Jahre selbst verbogen wurde. Da wurden Kollegen zu Zynikern und andere depressiv. Da hatten manche mittlerweile einen Gefühlschanz, den nicht einmal mehr das Leid der Opfer durchdrang. Und Bialas wusste vom einen oder anderen, dass er den Frust mit zu viel Alkohol zuschüttete. Er selbst hatte sich die Haltung eines Chirurgen zugelegt, der tun muss, was ein Mann tun muss, der lieber nichts über die Ängste und Schmerzen des Patienten wissen will, sondern konzentriert und beherzt die notwendigen Schnitte ausführt. Die meisten Kollegen – er selbst nicht ausgeschlossen – benahmten sich zumeist wie die harten Jungs, denen nichts und niemand etwas anhaben kann, die weder Angst noch Schwermut kennen. Nur Hanna surfte zwischen ihnen auf den Wellen der Gefühle und blieb doch immer im Lot. Und das, obwohl auch sie schon viel Leid gesehen und selbst erfahren hatte. Immer wieder mal ging sie zu einem Seelenklempner und bezeichnete dies wie selbstverständlich als Psychohygiene. Manchmal war Bialas neidisch darauf, dass eine Frau sich das viel leichter leisten konnte. Er hatte sich bewusst dafür entschieden, nicht alleine in einem Büro zu sitzen, was ihm als stellvertretendem Dezernatsleiter eigentlich zustand. Im täglichen Kontakt mit der gestandenen Kollegin bekam er immer wieder etwas von ihrer ruhigen Gelassenheit ab.

Zurück am Schreibtisch nahm er sich noch einmal die Akte vor. Er überflog das katastrophale Beamtendeutsch, das so überhaupt nicht zu Luca passte, und betrachtete die Bilder der Spurensicherung, die der Akte beilagen. Die Aufnahmen des Toten in seinem Schlafsack wirkten fast friedlich.

Er lag da, leicht zusammengerollt, fest eingemummelt, wie im Schlaf. Doch die Nahaufnahmen des Gesichtes, nachdem ihn Arzt und Spurensicherer aus seinem Kokon herausgeschält hatten, muteten irgendwie trostlos an. Obwohl man dem Toten seine Jugend durchaus ansah, wirkten seine Züge verhärtet und ausgemergelt.

Bialas nahm sich die Fotos vom Fundort her. Die Aufnahmen von der näheren Umgebung zeigten, dass es hier selbst bei Nacht durch Straßen- und Gleisbeleuchtungen nie ganz dunkel war. Jedes Kommen und Gehen konnte durchaus bemerkt werden. Zudem waren diese Eisenbahnstrecken stark befahren und die Zugführer konnten die kleine Tunnelhöhle wahrscheinlich einsehen. Die künstliche Höhle bot in der Tat einen hervorragenden Schutz gegen die Witterung. Aber ein dauerhaftes Versteck war dies nicht. Der Schotter am Boden und der Ruß an den Wänden, der selbst auf den Fotos deutlich zu sehen war, ließen den Ort unwirtlich und kalt erscheinen. Was immer dem jungen Mann widerfahren war – es war nichts Schönes.

Bialas seufzte und legte die Unterlagen beiseite. Er ließ seinen Blick widerwillig über das Chaos auf seinem Schreibtisch gleiten. Nur dort, wo der Eingangskorb stand und die aktuellen Fälle lagen, herrschte eine gewisse Ordnung. Er wusste, warum der Chef ihn nicht längst zum Dezernatsleiter gemacht hatte. Und dies, obwohl Franz Kallinger liebend gern seine Doppelfunktion als Leiter der Kriminalinspektion 1 und Leiter des Dezernats für Todesermittlungen aufgegeben hätte: Andreas Bialas war in seinem Element, wenn Aufklärungsbedarf bestand. Auch wenn es nur um einen erfrorenen Obdachlosen oder den einsamen Tod eines alten Menschen ging – solange ermittelt werden musste, ging der Hauptkommissar in seiner Arbeit auf, schaute nicht mehr auf die Uhr und verspürte keinen Hunger. Was danach kam, war ihm ein Gräuel. Termingerech und in vertretbaren Zeit-

räumen Berichte zu schreiben, Notizen zu ordnen, die Akten für Vorgesetzte, Staatsanwaltschaft und die Nachwelt aufzubereiten, schaffte er nach all den Dienstjahren nach wie vor nur dann pünktlich, wenn mal drei bis vier Tage keine aktuellen Fälle hereinkamen – und das passierte äußerst selten.

Er nahm sich einen kleinen Stapel ausgefüllter Formulare vor und versuchte, sich darauf zu konzentrieren, sie sinnvoll auf bestimmte Akten zu verteilen. Doch der Widerstand war jetzt, nach einem langen Arbeitstag, einfach nicht zu überwinden. Er sah auf die Uhr, und er hatte Hunger. Nach einem grimmigen Blick auf die Aktenstapel holte er den Mantel aus dem Schrank und verließ sein Büro.

3

Bialas wusste, dass Thea nicht auf ihn warten würde. Sie hatte sich ihr eigenes Leben eingerichtet. Und heute war Dienstag, das hieß Steppaerobic mit anschließender Sauna und abschließendem Sekt oder Longdrink. Sie hatte da wohl eine nette Gruppe von Frauen, Kolleginnen aus dem Steuerberatungsbüro, in dem sie halbtags arbeitete. Und die Kinder erwarteten ihn erst recht nicht mehr. Sie wurden beide langsam flügge. Das Leben draußen wurde spannender als die Familie. Trotzdem fühlte er sich geborgen, wenn er nach Hause kam. Hier konnte er abschalten. Hier spürte er die Wärme der Menschen, auch in deren Abwesenheit. Er brauchte diese von Thea geordnete Beständigkeit der Gegenstände und Rituale, um den Turbulenzen seines Berufs zu entkommen.

Erfreut stellte er fest, dass auf dem Herd noch Spaghetti in Tomatensoße standen, die er sich nur warm zu machen brauchte. Er hatte gerade die letzten roten Spuren am Mund mit einer Papierserviette abgewischt, als Alexander, sein Junior, vom Handballtraining kam und in die Küche stürmte. »Du

hast die ganzen Spaghetti aufgegessen«, stellte er entrüstet fest. »Ich habe so einen Hunger! Wir hatten heute so ein Scheißspiel. Der Fabian, der hat nur Mist gebaut, immer daneben. Der steht nie da, wo er soll. Nur wegen dem hat Karsten gesagt, wir seien Nieten.« Der Dreizehnjährige steigerte sich immer mehr in Rage. »Dann soll er den doch einfach nicht in unsere Mannschaft stecken. Der soll doch heimgehen, der Fabian, wenn er nicht Handball spielen kann und alles nur versaut. Und was soll ich jetzt essen?« Er stemmte die Hände in die Seite und sah seinen Vater vorwurfsvoll an.

»Du wirst ja wohl noch ein Stückchen Brot und Butter und Wurst in diesem Haushalt finden. Ich glaube nicht, dass Mama euch verhungern lässt.«

»Ich hab mich so darauf gefreut«, maulte Alex und machte sich am Kühlschrank zu schaffen. Während er sich nacheinander drei große Brote schmierte, sie mit dicken Schichten Wurst und Käse belegte und eines nach dem anderen verdrückte, schimpfte er weiter auf Fabian, die blöde Kröte, die immer alles vermasselte.

»Einer alleine kann kein Spiel so versauen«, sagte Bialas. »Da habt ihr andern sicher auch nicht gerade 'ne Glanzleistung hingelegt.«

Alexander sah ihn einen Moment lang an, als müsse er nachdenken. Dann sagte er: »Na ja«, verließ die Küche und verschwand in seinem Zimmer. Brot, Butter, Wurst und Käse sowie das Geschirr blieben auf dem Küchentisch stehen.

Bialas zappte eine Weile die Fernsender rauf und runter. Außer schwachsinnigen Comedy-Shows, dem Schmalz einer deutschen Arztserie und blutrünstigen Actionfilmen war nichts im Programm. Er schaltete ab und nahm sich ein Buch über die legendäre Shackleton-Expedition zum Südpol vor. Er liebte Bücher über die Ersteigung der höchsten Berge, die Durchquerung der heißesten Wüsten oder, wie hier, die Eroberung der Eiswüsten an den Polen der Erde. Sir Ernest Shackleton übte eine besondere Faszination auf ihn aus.

Der Polarforscher wollte als erster Mensch den antarktischen Kontinent durchqueren. Er sollte die Antarktis jedoch nie betreten. Zwei Jahre lang irrte er mit seiner Mannschaft im südlichen Eismeer umher. Und es grenzte an ein Wunder, dass alle achtundzwanzig Männer der Expedition trotz unglaublicher Strapazen lebendig und vollzählig zurückkehren konnten.

Es war kurz nach zehn, als Thea nach Hause kam, gut gelaunt und mit rosigen Wangen von Sauna und Sekt. Sie räumte die Küche auf, schickte Alex ins Bett und setzte sich zu ihm ins Wohnzimmer.

»Wie war dein Tag?«

»Normal, wie immer.« Bialas sprach zu Hause nie über seine Fälle. Sein rationales Ich sagte ihm, dass er seine Frau und die Kinder gegen all die Gewalt und das Elend abschirmen musste, mit denen er tagtäglich in Berührung kam. Die berufliche Auflage, keine Informationen über laufende Fälle, über Personen oder Ereignisse nach außen zu geben, unterstützte diese Haltung. Im Grunde aber wollte er eine klare Trennung zwischen Arbeit und Familie. Er wollte ein Heim, in dem er abschalten konnte. Er brauchte diese »heile Welt«, um in der andern Welt der Angst und Aggressionen, der Gemeinheit und Gleichgültigkeit bestehen zu können. Wenn er von seinem beruflichen Alltag erzählte, dann vom Ärger mit Vorgesetzten, von der Bürokratie in seiner Dienststelle, oder von den runden Jubiläen und Familiengeschichten der Kollegen, eben darüber, was an jeder Arbeitsstelle den alltäglichen Tratsch und Frust ausmacht.

Thea hatte den Fernseher eingeschaltet, aber die Programme waren auch jetzt nicht niveauvoller.

»Wo ist Svenja?«, fragte Bialas und bereute seine Frage fast augenblicklich.

Thea war in einem Spät-Krimi hängengeblieben und sah mit jenem Blick zu ihm herüber, den er so sehr hasste. Er

konnte diese vorwurfsvollen, fordernden Augen nicht ausstehen.

»Du musst mit ihr sprechen, Andreas!« Ihr Ton war scharf. »Sie geht aus, wann sie will. Sie sagt mir nicht, wohin sie geht. Sie sagt mir nicht, wann sie nach Hause kommt. Ich weiß nicht, in welchen Kreisen sie verkehrt, was das für eine Clique ist, in der sie sich herumtreibt. Wenn ich sie darauf anspreche, gibt es sofort Krach.« Ihre Stimme wurde immer eindringlicher. »Wenn ich verlange, dass sie mir sagt, wo sie ist und wann sie heimkommt, dann heißt es sofort: ›Ich bin doch kein Baby mehr. Ich lass mir von dir nichts mehr vorschreiben.« Wenn ich sie frage, mit wem sie da ständig herumhängt, dann fängt sofort das Geschrei an, ich hätte kein Vertrauen in sie, ich würde sie überbehüten wie eine Glucke. Sie ist gerade mal fünfzehn! Da kann ich sie doch nicht einfach machen lassen, was sie will. Oder? Andreas, ich will, dass du mit ihr sprichst. Sie ist schließlich auch deine Tochter!«

Bialas war es während des Redeschwails immer unwohler geworden. Er war ein guter Vater. Er war mit den Kindern, als sie noch kleiner waren, mit großer Freude in den Zoo und zum Cannstatter Volksfest gegangen. Er hatte sie zu Kinderfesten, ja sogar ins Kino oder Theater begleitet, obwohl ihm das selbst nie besonders viel Vergnügen bereitete. Sie hatten Radtouren gemacht und ganze Tage im Schwimmbad verbracht. Auch heute noch liebte er solche gemeinsamen Events mit Alexander. Es nervte ihn jedoch, sich um die kleinen Wehwehchen und Sorgen der Kinder zu kümmern, den Schnupfen und die Windpocken, um den Krach mit der besten Freundin und den Ärger mit dem Klassenlehrer. Und um die Abnabelungsversuche einer Fünfzehnjährigen, die langsam erwachsen wurde. Aus seiner Sicht nahm Thea diese Dinge alle viel zu ernst. Svenja hatte im Grunde genommen recht: Sie war eine Glucke. Dabei wusste er, dass Thea ihm diese Haltung sehr verübelte. »Deine sogenannten kleinen Weh-

wehchen – das sind genau die Dinge, bei denen Kinder ihre Eltern brauchen«, hatte sie einmal gesagt und ihn böse angeschaut.

»Ich werde mit ihr sprechen«, sagte Bialas und versuchte die Halbherzigkeit in seiner Stimme zu übertünchen. Thea blickte ihn resigniert an und wandte sich wortlos ihrem Krimi zu. Nach zehn Minuten schaltete sie mitten im Film ab und ging mit einem knappen »Gute Nacht« zu Bett. Erst jetzt fand Bialas wieder die Ruhe, sich ganz Sir Ernest Shackleton und seiner Südpolexpedition zu widmen.

Es war fast halb eins, als er die Haustüre gehen hörte. Er hörte, wie Svenja, ohne auch nur einen Blick ins Wohnzimmer zu werfen, die Treppe hinaufstieg und die Tür zu ihrem Zimmer deutlich hörbar hinter sich zuschlug. Einen Moment lang fragte er sich, ob einem fünfzehnjährigen Teenager sechs Stunden Schlaf genügen, um am nächsten Tag wieder konzentriert am Unterricht teilnehmen zu können. Sie kam wohl einfach nach ihm, und er hatte nie viel Schlaf gebraucht. Er las das Kapitel zu Ende, bevor auch er sich ins Bett begab, wo Thea bereits wie ein kleines Kind schlief.

Mittwoch, 9. März 2005

1

»Das Band ist da.« Lucas Stimme am Telefon klang, als wolle er den Frühling verkünden.

»Okay. Wir fahren zusammen rüber ins LKA.« Bialas schob mit Genugtuung die Akte beiseite, die er soeben bearbeitet hatte, und dankte Luca innerlich für die Unterbrechung. Seit einer Restrukturierung der gesamten Polizei des Landes waren im Landeskriminalamt viele technische Einrichtungen und die entsprechenden Spezialisten der Krimi-

nalpolizei des Landes konzentriert. Auf hohem fachlichem Niveau standen diese nun allen städtischen Polizeipräsiden zur Verfügung. Was auf den ersten Blick durchaus sinnvoll erschien, hatte eine Flut von Anträgen und Formularen zur Folge und bedeutete, dass Bialas für viele Dienstleistungen nervige Fahrten quer durch die staugeplagte Stadt auf sich nehmen musste.

Im Medienraum des LKA erwartete sie eine junge freundliche Kollegin mit braunem Haar und bernsteinfarbenen Augen. Bialas hatte schon einige Male mit ihr zu tun gehabt. Er konnte sich jedoch nie merken, ob sie Schumann, Schuster oder Schubert hieß. Die kleine Frau Schu... begrüßte sie fröhlich, sah mit großen Augen Luca an und hatte sich ganz offenbar augenblicklich in ihn verknallt.

»Na, dann kann's ja losgehen.« Luca reichte ihr die Tonkassette, die in der Notrufzentrale mitgeschnitten worden war. Frau Schu... fütterte damit ein kleines Gerät, hackte Befehle in eine Computertastatur und erweckte so einen der drei Bildschirme auf dem Schreibtisch vor ihr zum Leben. Nach weiteren Eingaben begann der Pegel des Spektrogramms auf dem Bildschirm zu zittern und begleitete mit schnellem Auf- und Niederzucken, was sie nun hörten. Nach einem Rauschen war die Stimme des diensthabenden Beamten zu vernehmen:

»Notrufzentrale, was kann ich für Sie tun?«

Es folgte Stille. Das Atmen eines Menschen konnte fast nur erahnt werden.

»Hier ist die Notrufzentrale. Liegt bei Ihnen ein Notfall vor? Bitte melden Sie sich.«

Wieder kam lange keine Antwort. Dann hörten sie die Stimme eines Mannes. Keine tiefe Stimme, fast sanft, mit einem rauen Unterton und starkem Akzent:

»Bitte – schauen an Zug-Gleis, bei Tunnel. Bei Firma Wagner. Toter Mann dort.«

»Wer sind Sie? Bitte nennen Sie Ihren Namen.«

Am anderen Ende der Leitung war nun deutlich das Atmen eines Menschen zu hören.

»Sagen Sie mir bitte, wo Sie sind«, insistierte der Beamte.

Wieder nur das schwere Atmen. Und schließlich noch einmal die leise rauchige Stimme, fast flehentlich: »Bitte schauen, bei Tunnel wo ist Bahnhof. Dass Mann kann bekommen Grab.«

Dann wurde aufgelegt.

Das Band war zu Ende.

Die kleine Frau Schu... drückte blitzschnell auf Knöpfe, fuhr das Band in Sekundenschnelle zurück, ließ ihre Finger auf Tastatur und Maus herumsausen und startete es noch einmal. Wieder hörten sie die sachlich-nüchterne Stimme des Beamten. Wieder verfolgten sie das Atmen und die abgehackten Sätze des Anrufers.

Nachdem wieder Stille im Medienraum herrschte, sagte Luca: »Man hat zunächst die Kollegen bei der Kriminaldauerwache verständigt. Die konnten den Fundort vor allem deswegen ausmachen, weil der Mann die Firma Wagner genannt hat. Wagner hat zwischen dem Feuerbacher Tunnel und dem Nordbahnhof ein altes zerfallenes Lagerhaus. Aber der Name Wagner ist groß draufgepinselt und immer noch gut lesbar.«

»Was ist das für ein Landsmann?«, fragte Bialas die freundliche Kollegin.

»Bestimmt ein Klingone«, schaltete Luca sich ein. »Ein Sizilianer ist das auf jeden Fall nicht.«

»Ein Klingone?« Bialas runzelte die Stirn. Lucas Faible für die Star-Trek-Episoden war ihm fremd.

»Die krächzen genauso«, erklärte Luca.

»Osteuropäer«, sagte Frau Schu... und warf Luca einen heißen Augenaufschlag zu. »Ich würde sagen, aus den GUS-Staaten. Ein Pole ist es nicht. Die sprechen das L anders aus. Und die Tschechen haben nicht so ein gutturales Ch: »Bahn-

chof«. Serbisch oder Kroatisch kommt für mich eigentlich auch nicht in Frage. Ich werde das aber noch mal genau auswerten. Ich würde sagen GUS, ehemalige Sowjetunion, also ein Russe. Beim BKA, da gibt es einen, der könnte Ihnen sogar sagen, ob das ein Nordrusse oder ein Südrusse oder Vordem-Ural- oder Hinter-dem-Ural-Russe ist. Aber den bekommt man nur in besonderen Fällen. Der ist ziemlich ausgebucht, seit wir so viel mit der Russen-Mafia zu tun haben.«

»Südrusse?«, fragte Luca erstaunt.

»Na ja, man könnte auch Ukrainer dazu sagen«, meinte Frau Schu... verlegen.

»Kann man erkennen, in welchen Räumen er spricht?«, fragte Bialas.

»Ich schätze mal: eine Telefonzelle. Aber das müsste ich noch genauer analysieren.«

»Tun Sie das bitte. Und machen Sie uns eine Abschrift von dem Band.«

Bialas wandte sich zum Gehen.

»Und mehr wollen Sie nicht wissen?«, fragte Frau Schu... fast ein bisschen enttäuscht.

»Was könnten wir denn noch wissen wollen?«, fragte Luca.

»Zum Beispiel, in welcher Verfassung der Mann war, wie alt er etwa ist, was für ein Typ ...«

»Und?« Bialas wandte sich ihr wieder zu.

»Also ich würde sagen: Kein alter Mann, eher ein jüngerer. Kein Schläger oder Großmaul, also eher der verhaltene, unauffällige Typ. Vor allem aber hatte er eine Scheißangst. Der wirkt verängstigt oder verzweifelt.«

»Und das hören Sie alles aus dem bisschen Band?« Luca zeigte sich beeindruckt.

»Ist ja schließlich mein Job.« Frau Schu... strahlte ihn mit ihren bernsteinfarbenen Augen an und versprach, so schnell wie möglich die weiteren Analysen durchzuführen und einen ausführlichen Bericht zu liefern, der spätestens am nächsten Vormittag an das Präsidium weitergeleitet werden würde.

Zurück in seinem Büro machte sich Bialas notgedrungen wieder an die Bearbeitung seiner Akten. Luca sammelte derweil im Laufe des Tages alles, was nach und nach an Informationen aus anderen Stellen hereinkam und hielt Bialas auf dem Laufenden. In den Vermisstendateien von Landeskriminalamt und Bundeskriminalamt war niemand, auf den Beschreibung und Fotos gepasst hätten. Auch der Vergleich der Fingerabdrücke blieb ergebnislos. Am Nachmittag kam der Bericht der Spurensicherung. Wildermuth höchstpersönlich, ein drahtiger Kollege mit großer Erfahrung und trotz seines Alters noch fast schwarzen, dichten Haaren, ging die Ergebnisse mit Bialas und Luca durch.

»Zunächst mal zu den Spuren am Fundort. Fußspuren kann man vergessen. Dort ist alles nur Schotter, also keine verwertbaren Abdrücke. Interessanter sind schon die Textilien. Erst mal hatten die keine Herstelleretiketten. Rausgeschnitten. Aber so kleine Bändchen, wahrscheinlich mit der Waschanleitung, an der Innenseite des Hemdes und in der Unterhose, die waren in kyrillischen Buchstaben. Auch die Machart der Kleidung lässt auf eine Herkunft aus Osteuropa schließen.«

Wildermuth strich über seinen schwarzen Schnauzbart und legte ihnen die Fotos mit Nahaufnahmen der Kleidung vor.

»Der Schlafsack allerdings ist Bundeswehrware«, setzte Wildermuth seinen Vortrag fort. »Schlafsack und Kleidung weisen erhebliche Mengen von anorganischen Spuren auf: Da ist natürlich zum Ersten der ganze Dreck, der da auf den Gleisen liegt. Dann aber gab es in der Kleidung auch Spuren von Erde und vor allem von Mörtel und Zement. Auch Rostspuren konnten wir sichern. Also wenn ihr mich fragt ...«

»Okay, wir fragen dich«, ermunterte Luca ungeduldig den zögerlichen Wildermuth.

»Wenn ihr mich fragt: Ich würde das so interpretieren, dass dieser Mensch sich auf einer Baustelle herumgetrieben hat.«

»Organische Spuren?«, fragte Bialas.

»Der Mann war ja nicht verletzt, wie du weißt«, wandte sich Wildermuth Luca zu. »Trotzdem haben wir Blut am Kopfteil des Schlafsackes gefunden. DNA-Analyse läuft, dauert aber bestimmt noch etwas. Blutspuren gibt's auch auf dem Schotter etwas abseits von der Stelle, an der der Tote lag. Ob es vom gleichen »Blutspender« stammt, wird sich zeigen. Ungewöhnlich ist aber auch der Schweiß, und zwar sowohl im Schlafsack als auch im Hemd und in der Unterwäsche. Der Mann muss völlig durchgeschwitzt gewesen sein, und das bei den Temperaturen, die wir zurzeit noch haben. Normalerweise hätte ihn der Schlafsack im Freien gerade mal so warm gehalten.«

In Bialas' Nasenflügeln begann es leicht zu kribbeln. Er kannte das. Zur Verwunderung seiner Kollegen hatte er immer ein Stofftaschentuch in der Tasche. Aus nicht zu feinem Leinen, mit dem er die Haut um die Nasenlöcher massieren konnte, um dieses Kribbeln zu unterbinden. Hatte er früher diese seltsame Reaktion seines nicht zu kleinen Riechorgans nur als lästig empfunden, so war ihm im Laufe seines Lebens bewusst geworden, dass diese Nase oft als Frühwarnsystem fungierte. Sie kribbelte, wenn etwas schief lief. Sie kribbelte, wenn Bialas irgendetwas übersah. Sie kribbelte, wenn er ein vages Gefühl hatte, das er noch nicht greifen konnte.

Und sie machte sich auch jetzt bemerkbar. »Wir brauchen den Pathologen«, stellte Bialas lakonisch fest.

»Was ist mit dem Pathologen?«, bäffte der Staatsanwalt ins Telefon, als Bialas ihn am späten Nachmittag mit den bisherigen Ermittlungsergebnissen vertraut machen wollte. »Solange ich nicht weiß, ob eine Straftat vorliegt oder nicht, interessiert mich diese Kiste kein Stück. Was glauben Sie, wohin ich hier käme, wenn ich mir jeden toten Suffkopf und erfrorenen Penner vornehmen wollte. Melden Sie sich wieder, wenn das Obduktionsergebnis vorliegt.« Damit legte er auf.

1

Es dauerte bis zum nächsten Vormittag, bis Luca und Bialas in das nahegelegene Bosch-Krankenhaus gerufen wurden. Eigentlich ein Unding angesichts der Möglichkeit, dass auch ein Kapitaldelikt vorliegen konnte. Doch Bialas wusste, dass die Mediziner der Tübinger Rechtsmedizin hoffnungslos überlastet waren und Leichen aller Art aus dem halben Land auf den Tisch bekamen. So war es auch fast eine Ehre, dass Professor Doktor Ehrenberg, seines Zeichens stellvertretender Direktor des Rechtsmedizinischen Instituts, sich des traurigen jungen Mannes vom Feuerbacher Tunnel angenommen hatte.

Ehrenberg war hochgewachsen und schlank und hatte bilderbuchblaue Augen, die seinen Gesprächspartner über den Rand einer dünnen Brilleneinfassung ins Visier nahmen. Seine hohe runde Stirn schien das ganze Gesicht zu beherrschen, zumal das wuselige silbergraue Haar sich nach oben hin stark lichtete. Bialas kannte ihn von einer Vielzahl von Fällen und war doch jedes Mal aufs Neue erstaunt, welche stoische Leidenschaftslosigkeit dieser Mann toten Menschen entgegenbrachte. Alle Rechtsmediziner gingen cool mit ihren Klienten um und waren in der Regel nur durch besonders krasse Fälle aus der Fassung zu bringen. Wer das nicht konnte, wurde eben kein Rechtsmediziner. Doch Ehrenberg hatte die Abgeklärtheit zu einer Perfektion getrieben, der keine menschliche Regung mehr anzumerken war. Zugleich war er brillant in seiner Arbeit. Was immer ein Leichnam hergeben konnte an Informationen, Professor Ehrenberg holte es aus dem Toten heraus. Noch nie, seit Bialas ihn kannte, war ihm ein Fehler oder eine Unachtsamkeit unterlaufen. Seine Gutachten waren von einer Präzision und Stichhaltigkeit, die jedem Staatsanwalt das Herz höher schlagen ließen. So löste

der Mann in Bialas sehr widersprüchliche Gefühle aus. Befremden und Hochachtung lagen eng beieinander.

»So, meine Herren«, begrüßte sie Ehrenberg und reichte ihnen die Hand. Ein Assistent, der an einem großen Edelstahlbecken Instrumente reinigte, nickte ihnen zu. Professor Ehrenberg zog sich die dünnen Gummihandschuhe über und reichte ihnen, zu Bialas' Erstaunen, einen Mundschutz, wie ihn Chirurgen tragen.

»Legen Sie die bitte an, zu Ihrer Sicherheit«, sagte Ehrenberg und band sich selbst ebenfalls eine Binde vor den Mund. Dann trat er zu dem Toten.

»Vieles sehen Sie ja selbst. Ein Mann, etwa zwanzig Jahre alt, eins siebenundachtzig groß, athletische, wenngleich recht ausgezehnte Konstitution. Das Gebiss lässt auf eine Herkunft aus einem osteuropäischen Land schließen, am wahrscheinlichsten aus Russland. Man arbeitet dort mit sehr einfachen, aber robusten Mitteln. Schauen Sie sich die Hände an.« Ehrenberg nahm eine Hand des Toten und drehte die Innenfläche nach oben. »Die Schwielen und kleinen Verletzungen lassen auf eine schwere handwerkliche Tätigkeit schließen. Ansonsten weist der Leichnam keinerlei äußere Verletzungen auf. Die Röntgenbilder zeigen keine Frakturen. Nur das Schlüsselbein hat sich der junge Mann irgendwann mal gebrochen, wahrscheinlich in der mittleren Kindheit.

Was den Todeszeitpunkt betrifft, muss ich meinen Kollegen vor Ort korrigieren. Der Mann war mindestens 24 Stunden tot, als man ihn fand, wahrscheinlich sogar länger. Ich kann dem Kollegen daraus jedoch keinesfalls einen Vorwurf machen. Die Todeszeitermittlung ist nämlich durch den Umstand verfälscht worden, dass der Tote zum Zeitpunkt des Todes eine wesentlich höhere Körpertemperatur hatte als gewöhnlich, nämlich mit Sicherheit über 41,5 Grad.«

»Daher die Schweißspuren in seiner Kleidung und in dem Schlafsack«, stellte Bialas für sich fest.

»Wenn man ihm fiebersenkende Mittel verabreicht hat. Die Erhöhung der Temperatur führt zunächst zu Schüttelfrost. Erst wenn die Temperatur sinkt, folgen Schweißausbrüche. Die waren vielleicht heftig, aber sicher nicht von Dauer. Er muss sehr schnell wieder sehr hohes Fieber bekommen haben, sodass die Proteine seines Körpers denaturierten – sie wurden gekocht, wenn Sie so wollen.«

»Aber woran ist er gestorben?«, fragte Luca, der sichtlich Mühe hatte, die Aussagen des Professors zu interpretieren.

»Galoppierende Schwindsucht«, antwortete der lapidar.

»Galoppierende was?«, fragte Luca

Ehrenbergs blaue Augen sahen Luca über den Rand seiner Brille hinweg prüfend an. »Phthisis florida. Oder wie der Volksmund früher sagte: Galoppierende Schwindsucht. Eine sehr seltene, schnell und tödlich verlaufende Lungentuberkulose. In den Lungen sind große Kavernen. Man könnte sagen, Höhlen. Dazu ausgedehnte Eiteransammlungen zwischen den Brustfellblättern. Der Mann hätte dringend in medizinische Behandlung gehört.«

»Gibt es eine Therapie?«, fragte Bialas hinter seinem Mundschutz.

»Aber ja doch. Antituberkulotika. Kein Problem, wenn man rechtzeitig damit beginnt und die Medikamente über einen langen Zeitraum hin einnimmt. Er muss schon eine ganze Weile Probleme gehabt haben. Husten, Atembeschwerden, Kopfschmerzen, Erbrechen. Außerdem hat er mit Sicherheit Blut gespuckt.«

»Das Blut am Fundort«, konstatierte Luca.

»Nach dem Befund der Lungen würde ich sagen: Der Mann hatte bereits als Kind eine TB-Infektion, die aber zunächst still blieb, also eine geschlossene, nicht ansteckende Form der Tuberkulose. Dann muss – in jüngerer Zeit – eine erhebliche Schwächung des Immunsystems eingetreten sein. Oder eine Zweitinfizierung. Oder beides. Damit kommt es zum zweiten Stadium, zur offenen TB. Mit den soeben genannten Symptomen. Wenn dann nichts passiert, beginnt die

Schwindsucht zu galoppieren, und das bedeutet den sicheren Tod.«

Die Männer sahen eine Weile schweigend auf das ausgemergelte Gesicht des Toten. »Ich dachte immer, Tuberkulose – das ist etwas aus dem vorletzten Jahrhundert«, sagte Luca. »So etwas wie Pest und Cholera.«

»Das ist leider nicht so«, antwortete der Professor. »Ich sagte Ihnen ja: Der Zahnbefund deutet auf einen Osteuropäer hin.«

»Davon können wir ausgehen«, bestätigte Bialas, »wir haben auch andere Hinweise, die darauf schließen lassen.«

»In Osteuropa, vor allem in Russland, haben wir einen alarmierenden Anstieg von Tuberkulose-Erkrankungen. Nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems ist leider Gottes auch das Gesundheitssystem in vielen Gegenden völlig zusammengebrochen. Das hat dazu geführt, dass man die regelmäßigen Röntgenreihenuntersuchungen eingestellt hat. Vor allem aber behandelt man Tuberkulosefälle mit billigen Medikamenten, und das oft nur über kurze Zeit. Das wiederum ist der sicherste Weg, antibiotikaresistente Bakterienstämme zu züchten. Und die Krankheit ist damit auch beim einzelnen Infizierten nicht besiegt. Die Tuberkulose bricht wieder aus – mit fatalen Folgen. Man schätzt heute, dass mindestens drei Millionen Russen an Tuberkulose erkrankt sind. Von wegen vorletztes Jahrhundert. Mit der Völkerwanderung aus dem Osten hierher bekommen wir übrigens auch unsere Probleme. Vor uns liegt eines.«

Nach einem kurzen Schweigen der Männer atmete Luca tief durch und sagte:

»Aber *wir* haben damit ein Problem weniger. Ein Mord war das jedenfalls nicht. Fall abgeschlossen.«

Der Professor sah den Neuling kritisch an. »Das glaube ich nicht, junger Mann«, sagte er streng. »Ich musste diesen Fall natürlich unseren Gesundheitsbehörden melden. Und die werden von Ihnen genauestens wissen wollen, seit wann der Mann in Deutschland ist, wo er sich aufgehalten hat, mit

wem er in Berührung gekommen ist, wo er sich angesteckt und wen er wiederum infiziert haben könnte. Sie haben also durchaus einen Fall.«

Während Luca ganz offensichtlich noch nicht realisierte, was das bedeutete, war Bialas klar, dass sie damit eine missliche Aufgabe vor sich hatten. Wie sollte die Spur eines Menschen verfolgt werden, von dem nicht mehr bekannt war, als dass er irgendwo aus den unvorstellbaren Weiten des ehemaligen Sowjetreiches stammte, und von dem es bislang keinerlei Hinweise auf seine Identität gab? Der anonyme Anrufer – das war ein Ansatzpunkt. Ein verängstigter Mensch, der immerhin den Anruf gewagt hatte, weil er wollte, dass der Tote ein Grab finden würde. Doch wie sollte man den Mann aufreiben, von dem sie noch weniger wussten als von dem Toten?

Schweigend machten sich die beiden Kommissare auf den kurzen Fußweg von den modernen Gebäuden des Krankenhauses zum klobigen Kasten des Präsidiums. Erst kurz vor der Pforte blieb Luca plötzlich stehen.

»Warum ist er nicht zu einem Arzt gegangen?« Er schüttelte den Kopf. »Die müssen in so einem Fall doch helfen. Selbst wenn er es nicht bezahlen konnte. Oder wie ist das bei uns geregelt? Man lässt doch Menschen nicht einfach sterben! Und der Typ, der den Notruf angerufen hat? Der muss den Mann doch gekannt haben. Wahrscheinlich schon, bevor es dem so dreckig ging. Warum hat der nichts unternommen? Mamma mia! Verstehst du das?« Er hob beide Hände zum Himmel und war richtiggehend erschüttert.

Bialas zuckte die Achseln. Er spürte in diesem Moment sehr deutlich, wie abgebrüht er bereits war. Man durfte die Schicksale dieser Menschen nicht zu nahe an sich herankommen lassen. Sein junger Kollege hatte noch eine zu dünne Haut. Oder es war einfach die italienische Seele, die viel mehr Emotionen zuließ.

Luca tat sein Bestes, doch der Fall kam nicht mehr voran. Die Erd- und Staubspuren an der Kleidung und an dem Toten selbst waren so unspezifisch, dass sie unmöglich irgendeinem Gebiet in der weiteren Umgebung zugeordnet werden konnten. Zement, Rost und Holzreste wiesen auf eine Baustelle als möglichen Aufenthaltsort hin. Doch bei allein einem Dutzend Großbaustellen in der Region und einer Vielzahl von kleineren Bauprojekten war auch damit nicht viel anzufangen. Man informierte die Kollegen von der Zollfahndung, die in den letzten Jahren spezielle Einheiten zur Kontrolle von Baustellen aufgebaut hatten. Es wurde veranlasst, dass aufgegriffene Schwarzarbeiter aus Osteuropa sich umgehend auf Tbc untersuchen lassen mussten.

Doch die Kollegen vom Zoll machten hier wenig Hoffnung. »Die ohne Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis erwischen wir meist gar nicht. Und das sind eben die Russen und Rumänen und Bulgaren und Ukrainer. Schon bevor sie zu arbeiten beginnen, baldowern die Fluchtwege aus, die wir meist gar nicht überschauen, wenn wir auf eine solche Baustelle kommen. Selbst wenn wir uns vorher eingehend mit den Plänen vertraut machen. Und wir haben schon genug mit den Polen zu tun, die zwar offizielle Papiere haben, aber in Wirklichkeit weder sozialversichert sind noch die Mindestlöhne bekommen, sodass wir manchmal ganz froh sind, wenn wir nicht alle schnappen.«

Auf einer Brotverpackung aus durchsichtiger Plastikfolie, die man bei dem Toten am Feuerbacher Tunnel gefunden hatte, konnte man immerhin außer dessen Fingerabdrücken die Papillarleisten von Daumen, Ring- und Mittelfinger einer weiteren Person identifizieren. Sie suchten nach der Telefonzelle, aus der der anonyme Anrufer angerufen haben konnte. Vor allem die Apparate der nahegelegenen U-Bahn-Station und am Nordbahnhof wurden von der Spurensicherung eingehend untersucht. Doch die Su-

che nach Fingerabdrücken in einer öffentlichen Telefonzelle war etwa so erfolgversprechend wie die Identifizierung eines individuellen Zebras in einer hundertköpfigen Herde. Immerhin fand man auf dem Hörer einer Bahnhofszelle einen verwischten Daumenabdruck, der in einigen Merkmalen mit denen auf der Brotverpackung übereinstimmte. Beim Bundeskriminalamt konnten die Fingerabdrücke jedoch ebenso wenig zugeordnet werden wie die Stimme des anonymen Anrufers, die man den Kollegen dort weitervermittelt hatte.

Das Blut stammte in der Tat von dem Toten, war mit Lungenepithelgewebe vermischt und hochinfektiös mit Tuberkelbazillen durchsetzt. Auch Speichel und Schweiß in Schlafsack und Kleidung konnten eindeutig dem Toten zugeordnet werden. Der graue Schlafsack Marke Bundeswehr war ein älteres Baujahr. Es gab Hunderte von Secondhandshops, von Freizeit- und Outdoor-Läden sowie Internet-Versteigerern und -Verkaufsportalen, über die solche Ware zu beziehen war.

Das Bundeskriminalamt wurde beauftragt, ein Rechtshilfeersuchen an die entsprechenden Behörden der verschiedenen GUS-Staaten zu richten. Doch auch die BKA-Leute machten wenig Hoffnung. »Die Zusammenarbeit ist mehr als zäh«, informierte sie ein Kollege. »Auf dem Papier gibt es wunderbare Abkommen, schon seit einigen Jahren. Aber wenn kein öffentliches Interesse an so einer Geschichte besteht, hier oder bei denen, dann werden die Ersuchen kaum beantwortet.« Die Chancen, den unbekanntem Toten auf diesem Wege zu identifizieren und damit einen Ansatzpunkt zu haben, auf welchen Wegen er nach Deutschland gekommen war und wo er sich aufgehalten haben könnte, waren damit gleich Null.

Alte Fälle mussten zu Ende gebracht werden, neue Fälle kamen hinzu, sowohl für Bialas als auch für Luca, und füllten mehr und mehr das Blickfeld. Nichts Spektakuläres, eine Messerstecherei, ein verstorbener Obdachloser, tote Rent-

ner in einsamen Wohnungen, eine Tante, die behauptete, ihr Neffe wolle sie vergiften. All das rückte den Toten vom Feuerbacher Tunnel immer mehr in den Hintergrund, der in der Zwischenzeit in einer Kühlkammer der Tübinger Rechtsmedizin ein Zwischengrab gefunden hatte. Derweil schickte das Gesundheitsamt regelmäßig Anfragen und verlangte Berichte darüber, was die Polizei unternommen habe, um mögliche Gefahrenquellen zu identifizieren.

Zu Hause drückte sich Bialas konsequent vor dem Gespräch mit seiner Tochter. Er sah sie ohnehin selten und wusste eigentlich auch gar nicht so recht, worüber er mit ihr hätte sprechen sollen.